



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elf Jahre im Balkan

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mehr nachahmen u. dergl. m.; wohl aber wird man seine kritischen Studien, die Zellner abdruckt, gern nachlesen, um sich anregen zu lassen.

Doch damit sind wir schon in das Gebiet jener Einzelheiten geraten, das wir hier nicht betreten wollten. Zum Schlusse daher nur noch die Bemerkung, daß Immermanns Theater nach vielen schönen Erfolgen der sogenannten Mustervorstellungen am 31. März 1837 mit der Aufführung der Halmischen „Griseidis“ ehrenvoll geschlossen wurde.

Wien

Moritz Necker



Elf Jahre im Balkan



ie Türkei liegt nicht mehr für das Abendland hinten, weit, wie zu Goethes Zeit, und wenn jetzt die Völker dort auf einander schlagen, so wird dem deutschen Bürger bange um den Frieden. Zwar haftet den Vorgängen und Zuständen häufig etwas von der komischen Oper an; aber ob einem Könige, der zu Schiff gegangen ist, höflich angezeigt wird, man werde ihn in seinem Lande nicht wieder landen lassen, oder ob ein Hospodar im Bette seine Abdankung freiwillig unterzeichnen muß, oder ob eine Armee ihren Fürsten zur Abreise zwingt und ihn nach einigen Tagen unter allgemeinem Jubel wieder einholt, oder ob seinem Nachfolger die Gelder ausgehen, mit denen er auf die Treue seiner Unterthanen abonniren soll, oder ob ein Land das Glück genießt, gleichzeitig zwei Könige, eine widerspenstige Königin und eine Regentschaft zu besitzen: zum herzlichen Lachen bringt uns das alles nicht, weil wir dabei das Gefühl haben, daß Kinder in der Nähe einer Pulvertonne mit Bündhölzchen spielen. Mit den Ereignissen, die sich jetzt in wenige Jahre sammendrängen, würde eine weniger rasch lebende Zeit ebenso viele Jahrzehnte ausgekommen sein, und bei Namen, die gestern auf jedermanns Lippen waren, reibt man sich heute schon die Stirn, um sich den Zusammenhang zwischen Namen, Personen und Ereignissen ins Gedächtnis zu rufen.

Der — vorläufig — letzte russisch-türkische Krieg, die Beteiligung Serbiens an ihm, der Berliner Kongreß, wie fern ist uns das alles schon gerückt! Tscholak-Untitsch, Ranko Mlimpitsch, Horvatovitsch, alle diese schwer auszusprechenden Namen waren uns einmal durch das Zeitungslesen geläufig geworden; jetzt wissen wir kaum noch mit dem Namen Tschernajew eine Vor-

Grenzboten IV 1889

42

stellung zu verbinden, weil sein Träger sich nicht ausschließlich durch sein negatives Heldentum gegen die Türken bekannt gemacht hat. Alle diese fragwürdigen Gestalten werden durch die Erinnerungen eines preußischen Offiziers heraufbeschworen: *Elf Jahre Balkan* (Breslau, Kerns Verlag). Der Verfasser hat unmittelbar nach einander bei Serben, Türken, Rumelioten und Bulgaren Dienste genommen — man sieht, der deutsche Landsknecht stirbt nicht aus! — und dadurch Gelegenheit zu genauern Einblicken in das Wesen der verschiedenen Volksstämme und die militärischen Einrichtungen der Balkanstaaten erhalten, ist manchen hervorragenden Personen näher getreten, seine Aufzeichnungen machen den Eindruck unparteiischer Wahrheitsliebe und liefern daher gewiß „zur Beurteilung der jüngsten Vergangenheit, zum Verständnis der Gegenwart“ und zu Schlußfolgerungen für die Zukunft Beiträge. Daß sie ursprünglich nur für kleinere Kreise bestimmt gewesen seien, steht teilweise im Widerspruch mit der gelegentlichen Thätigkeit des Verfassers als Kriegskorrespondent, auch glauben wir den einen oder andern Abschnitt schon früher gelesen zu haben. Anderseits macht freilich die Gleichgiltigkeit gegen Jahres- und Tageszahlen häufig den Eindruck, als ob die Erinnerungen im engern Kreise und ohne Unterlage eines Tagebuches vorgetragen würden.

Der Verfasser kam 1876 in Belgrad an und wurde, wie er wiederholt rühmend erwähnt, überall mit großer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Er erkennt aber auch bald, daß es um die Wehrkraft der Serben übel bestellt ist. Die Landleute schelten auf den höchst überflüssigen Krieg gegen die Türken, über die sich niemand im Lande zu beklagen habe, und auf die rohen russischen Brüder. Auf dem Wege zum Heere wird die enge Straße durch Proviant-, Munitions- und Marketenröden mit elenden Pferden und durch „schäbiges Volk in zerlumpten Uniformen“ und in Bauerntracht versperrt. Niemand bemüht sich, Ordnung in die Massen zu bringen. Auch die Reiterei hat schlechte, schlecht gesattelte und gezäumte Pferde, die Leute tragen ihre langen Gewehre nach Belieben, hinten oder vorn, aufrecht oder quer, den Kolben oben oder unten. Der Armeekommandant Tscholak-Antitsch selbst erklärt die Miliztruppen für unzuverlässig, das Wehrsystem für unglücklich, und ist überzeugt, daß Serbien Ursache haben werde, den Krieg zu bereuen, falls nicht die Russen es retteten. Zum Glück hatten vorläufig die Türken so wenig Lust, von ihrer Übermacht Gebrauch zu machen, daß ein österreichischer Offizier das Bild brauchte: „Ein Krieg zwischen zwei Porzellanhunden auf dem Fensterbrett.“ Übrigens bewies der Major Nitsch, dessen der Verfasser mit großer Wärme gedenkt, was ein tüchtiger Offizier mit den ungeübten und erbärmlich bewaffneten Soldaten auszuüben vermochte, und die russischen Helfer kommen im Grunde noch schlechter weg als ihre Schützlinge.

So läßt der Verfasser einen serbischen Oberstleutnant sagen, im Stabe Tschernajews fänden sich nicht drei anständige Menschen, und unter diesen

nicht zwei brauchbare Soldaten; nur weggejagte oder unbrauchbare Offiziere, Schwindler oder wenigstens Leute, deren es sich gern entledigen wolle, habe Rußland nach Serbien geschickt. Diese Schilderung ergänzt der Verfasser später aus eigener Erfahrung. Die russischen Brüder, berichtet er, hätten sich im allgemeinen durch Trunksucht, Spielwut, maßlose Roheit und Ungerechtigkeit hervorgethan und seien bald von den serbischen Offizieren und Soldaten mehr gehaßt worden als die Türken. Der Oberkommandirende General Novoselov sei nie aus seinem in sicherer Ferne erbauten Blockhause zum Vorschein gekommen, desto häufiger sein Adjutant, eine hübsche, ihrem Manne davon-gelaufene Frau, die sich aus Begeisterung der serbischen Sache gewidmet und sich später als verurteilte Nihilistin in Sibirien erschossen haben soll, nachdem ihr von ihren Wächtern Gewalt angethan worden war.

Eine Geschichte, die der Verfasser miterlebt zu haben versichert, läßt einen erschreckenden Blick in das Rußentum thun. Der Versuch, sich der Zavorhöhen durch Überrumpelung zu bemächtigen, war durch Schuld der Führer gänzlich mißlungen, die russischen Offiziere aber schoben die Schuld auf die Mannschaften, und einer von ihnen wettete mit einem andern um hundert Flaschen Champagner für die Offiziere und zehn Faß Branntwein für die Soldaten, daß er mit seinem Bataillon allein vollbringen werde, was den achtzehn serbischen Bataillonen nicht möglich gewesen war. Er unternahm wirklich das tolle Wagstück, verlor dabei zweihundert Mann und wurde selbst verwundet zurückgebracht, natürlich ohne etwas ausgerichtet zu haben. Was ferner von dem Treiben der russischen Offiziere, die sich während des Waffenstillstandes in Belgrad aufhielten, berichtet wird, macht es begreiflich, daß sie sich nicht nur den Haß, sondern auch die Verachtung der Serben zugezogen hatten. Der Verfasser nennt ausdrücklich als Ausnahme den Major Grafen Tiefenhausen, der später in Bulgarien gedient hat, und den Rittmeister Kosminski, der „mit gutem Grunde“ seinen Obersten vor der Front geohrfeigt hatte, deshalb aus der russischen Armee entlassen worden war und sich im Sommer 1877, als ein Fußfall vor dem Zaren ihm nur eine unwirksame Antwort eintrug, vor dessen Augen erstach.

Dem Schicksal, in die russische Armee eingereiht zu werden, entging der Verfasser nebst drei andern „Prussaks,“ weil sie, anstatt an einem Abschiedsgelage mit Wodka aus Wassergläsern teilzunehmen, zu einem Ballo nach Semlin gefahren waren, angelockt von der kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit der österreichischen Offiziere und der Schönheit der Ungarinnen. „Nach einer huldvollen Abschiedsaudienz bei dem Fürsten Milan und seiner damals noch jugendlich-anmutigen Gemahlin“ machte er sich auf den Weg nach Konstantinopel, um nun gegen die russischen Brüder zu kämpfen. Der Anblick der Stadt entsprach seinen Erwartungen nicht. So ist es schon vielen ergangen, dort wie an andern Punkten, die so oft mit Begeisterung geschildert worden sind. Der

Grund liegt wohl darin, daß die Schilderungen entweder nicht unmittelbar nach dem ersten Eindruck niedergeschrieben sind, oder die Verfasser sich zwingen, mit den Augen ihrer Vorgänger zu sehen. Auch die Schönheit Konstantinopels gehört zu denen, an die man sich gewöhnen, mit denen man vertraut werden muß. Daher kann einem, der ehrlich eingesteht, enttäuscht worden zu sein, kein Vorwurf gemacht werden. Aber das Urtheil, „der Anblick lasse an Nüchternheit wenig zu wünschen übrig,“ und die Begründung: „Das ganze Bild zeigt zu viel Menschenwerk, um schön zu sein,“ haben doch nur das Verdienst der Originalität!

In die ägyptische Armee einzutreten wurde ihm von allen Seiten wider-raten, und so schloß er sich dem Prinzen Hassan als Kriegskorrespondent an. Kriegerische Ereignisse erlebte er jedoch nicht mehr, lernte aber dafür den Wert der polnischen Freiheitshelden, die die Türken retten wollten, und die traurigen türkischen Finanzverhältnisse ziemlich genau kennen. Als man zur Linderung des Elends Armenküchen einrichtete und Brot verteilen ließ, „konnte man Paschas mit einem Brot unter dem Arme zufrieden über die Straße gehen sehen.“

In Ostrumelien, wohin sich der Verfasser zunächst begab, fand er wieder die Russen als Herren vor. Den Generalgouverneur Aleko Pascha nimmt er gegen verschiedene Vorwürfe in Schutz, insbesondere sollen die ihm nachgesagten Eigenschaften des Geizes und der Habsucht thatsächlich nur bei seiner Frau (aus der zu Anfang dieses Jahres vielgenannten levantiner Familie Baltazzi) zu finden gewesen sein. Immerhin geht auch aus dieser Schilderung hervor, daß Aleko, ein Stubengelehrter, schwerfällig und indolent und seiner schwierigen Aufgabe nicht im mindesten gewachsen war. Wie hübsch ist gleich der Eingang! „Der Generalgouverneur, die Direktoren der Verwaltungszweige, die Offiziere, die Bürger und die Bauern und die orthodoxe Geistlichkeit — alle waren Puppen in der Hand des Fürsten Tzeretelev [des russischen Generalkonsuls] und seines militärischen Attachés, des Generalstabshauptmanns Gek, eines freundlichen, verlogenen Herrn.“ Auch der Nachfolger des genannten Fürsten, Kammerjunker Tswolski, wird als höchst gewandter Diplomat bezeichnet und ausdrücklich versichert: „Hätte die russische Regierung über mehrere derartige Vertreter verfügt, so würde sie voraussichtlich ihren Einfluß in beiden Bulgarien nicht so bald untergraben, sondern im Gegenteil immer fester aufgebaut haben. Die Bulgaren vertrauten sich so gern und so willenlos der russischen Führung an, daß es geradezu ein Kunststück genannt werden muß, aus dem sanften, unschuldigen Lämmlein einen so störrischen Bock gemacht zu haben, wie es der russischen Diplomatie in der kurzen Zeit zwischen 1878 und 1885 gelang.“ Aber nicht genug, daß so viele Offiziere das Äußerste an Roheit und Gewaltthätigkeit leisteten und es an Taugenichtsen jeder Art dort wimmelte, so entpuppten sich, wie der Verfasser versichert, nicht selten diejenigen, die eine wohlthuende Ausnahme zu machen schienen, als Betrüger, Diebe oder

gar, wie der Kommandeur der ostrumelischen Pionierkompagnie, Hauptmann Usatis, als Haupt einer Räuberbande. Er erschoss sich, als er sich als Mörder der Frau Skobelew, der Mutter des jungen Generals dieses Namens, entdeckt glaubte. Die Koffer und Handtaschen der Dame waren erbrochen gefunden worden, in den Taschen des Mörders und Selbstmörders fand man aber nur drei Rubel: ein Leutnant der turkestanischen Artillerie hatte nämlich die Gendarmen aus der Mühle, wo Usatis sich umgebracht hatte, fortgeschickt! Bald darauf nahm er seinen Abschied. Dem gegenüber klingt es noch sehr mild, wenn bereits 1881 ein Abgeordneter in einer Sitzung des Landtags zu Philippopel die Ohnmacht des Fürstentums darauf zurückführte, daß die russischen Offiziere die bulgarischen verachteten, die bulgarischen aber allen Grund hätten, die russischen Führer zu verachten.

Diese Äußerung bezog sich auf die vergeblichen Bemühungen, den Pomaken den Herrn zu zeigen. Wer die Pomaken sind, dürfte nur wenigen Zeitungslesern noch in Erinnerung sein, wir wenigstens bekennen, daß wir es gänzlich vergessen hatten, bis wir hier wieder lernten, daß so jene im siebzehnten Jahrhundert zum Islam übergetretenen Bulgaren genannt werden, die dem Berliner Vertrage, durch den sie Ostrumelien zugeteilt worden waren, zuerst passiven, dann aber sehr aktiven Widerstand entgegensetzten. Sie verdankten dem Religionswechsel ihrer Voreltern eine bevorzugte Stellung, „zahlten keine Steuern, hatten eigne Polizei, eigne Gerichtsbarkeit ohne geschriebene Gesetze und als Haupt einen unter den Großen ihrer Dörfer gewählten Bey“; im Kriegsfalle stellten sie freiwillig eine durch Tapferkeit ausgezeichnete Schar, und im Frieden brandschatzten sie gern ihre christlichen Stammesbrüder. Wie sie den leiseften Versuch einer türkischen Behörde, ihre Unabhängigkeit anzutasten, zurückwiesen, zeigt eine von unserm Verfasser erzählte Episode aus dem Jahre 1845. In den Jahren 1876 bis 1878 wüteten muhammedanische und christliche Bulgaren gegen einander, die Russen waren nicht imstande, die Pomaken in ihren Felsenburgen des Rhodopegebirges zu bezwingen, noch weniger konnte dies den Rumelioten gelingen, und die Pomakenfrage wurde endlich auf der Konstantinopeler Konferenz auf die natürlichste Weise gelöst, d. h. durch Rückgabe des Gebietes an die Türkei.

Die Vereinigung der beiden Bulgarien brachte den Verfasser in die Dienste des Fürsten Alexander. Er — wie fast alle, die dem ersten Fürsten von Bulgarien nähergetreten sind — ist entschieden von ihm eingenommen. Er nimmt ihn gegen die russischen Anschuldigungen in Schutz und erkennt nur als richtig an, daß seine Bemühungen, Bulgarien auf eigne Füße zu stellen, die Absichten Rußlands durchkreuzten. Die Einheitsbewegung, auch die Anschlußneigungen in Macedonien seien von den Russen lebhaft begünstigt worden, weil sie hofften, der Battenberger werde dabei über Bord gehen. Schon die Anwesenheit des Militärattachés in Philippopel, des Obersten Tschitschagow,

bei den Reisen und Truppenbesichtigungen Alexanders in Ostrumelien müsse hierfür zeugen. Der Feldzug gegen Serbien, die Anzettlungen der Russen und Russenfreunde, der Putsch vom September 1886 — alles das ist noch zu frisch in Erinnerung, als daß die Aufzeichnungen des preussischen Offiziers über diese Zeit größeres Interesse in Anspruch nehmen könnten. Über einen Punkt hofften wir hier Aufklärung zu erhalten, nämlich wie das unbegreifliche Telegramm des Battenbergers an den Zaren, durch das er sich selbst verbannte, zustande gekommen ist. Ob er in eine russische Falle geraten oder verblendet gewesen ist? Doch der Verfasser druckt wohl das verhängnisvolle Telegramm nebst der Antwort ab und notirt dazu: „Abdankung des Fürsten — tiefe Niedergeschlagenheit in der Armee und in dem Lande — Abreise des Fürsten, der Fürst entschwindet den Blicken der Bulgaren bei Widdin — die Flagge halbmaß kehrt die fürstliche Sacht zurück“ — den Zusammenhang kennt offenbar auch er nicht.



Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)

9



och zwei Stunden später saß Martha auf der Bank unter einem der Fenster, das nach dem Wege am See hinaus führte, und durch dessen grüne Scheiben sich das goldrote Abendlicht über ihren Nacken und ihre Schultern ergoß. Sie schien ganz versunken in ihre Beschäftigung, sie rührte sich nicht, blickte nicht um sich, sondern säumte fleißig an dem kleinen, grünen Rock, der in ihrem Schoße ruhte und der mit einer Nadel an ihrem Knie befestigt war.

Eine jungfräuliche Röte vermischte sich mit dem Schimmer des Sonnenuntergangs auf ihrer Wange. Sie hatte das Haupt auf die Brust geneigt, die sich hinter dem leichten Sommerkleide hob und senkte, und mit rastloser Unruhe liefen die zarten Finger über den Saum, trotz des leichten Nebels, der vor ihren Augen zitterte. Denn auf dem Binsensstuhl vor ihr saß ein blonder